

RAINER BENDEL (Hg.): Heimat in der Fremde. Die Kirche in ihrer Sorge für die Vertriebenen und Flüchtlinge nach 1945, erschienen zur gleichnamigen Ausstellung anlässlich der 60. Vertriebenenwallfahrt auf den Schönenberg bei Ellwangen am 1. Juni 2008. Tübingen 2008, Rottenburg: Diözese Rottenburg-Stuttgart 2008, 57 S., Abb., Kart.

Die Unterbringung, Versorgung und Integration der Heimatvertriebenen – wenig später auch der SBZ-Flüchtlinge – war eine der größten Herausforderungen der Nachkriegszeit. Etwa zwölf Millionen Vertriebene wurden allein bis 1950 in der Bundesrepublik, in der DDR und in Österreich aufgenommen. Im deutschen Südwesten war der Höchststand 1961 mit über 1,2 Millionen Heimatvertriebenen und weiteren 415 000 SBZ-Flüchtlingen erreicht. Zusammengenommen machten die »Neubürger«, wie sie nun von Amts wegen genannt wurden, fast 21 Prozent der Bevölkerung des jungen Landes Baden-Württemberg aus.

In vielerlei Hinsicht lässt sich die Integration der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge aus der ex post-Perspektive als Erfolgsgeschichte lesen. Für die insgesamt gelungene Integration der Vertriebenen sind drei Faktoren anzuführen: Erstens waren sie deutscher Nationalität und Sprache, was die Abwehrreaktion der »Altbürger« minderte. Zudem hatten die Vertriebenen auch auf lange Sicht keine realistische Perspektive auf eine Rückkehr in ihre Heimat, was ihren Integrationswillen stärkte. Zweitens waren sie eine sozial recht heterogene Gruppe, die damit nicht der »doppelten Unterprivilegierung« der ausländischen »Gastarbeiter« ausgesetzt waren, nämlich »Fremde« und »billige Arbeitskräfte« zugleich zu sein. Weite Teile der Vertriebenen kamen mit landwirtschaftlichem Hintergrund, weite Teile aber auch mit fundierter handwerklicher oder anderer Ausbildung. Sie fanden relativ rasch Anschluss an die Mittel- und Oberschicht der deutschen Nachkriegsgesellschaft, vor allem wenn sie im öffentlichen Dienst beschäftigt waren. Viele von denen, die anfangs in der Landwirtschaft arbeiteten, fanden recht zügig eine Beschäftigung in der nach Arbeitskräften suchenden Industrie. Ohne das einsetzende Wirtschaftswunder wäre ihre Integration sicherlich problematischer verlaufen, aber ohne die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge wäre wiederum das Wirtschaftswunder kaum möglich gewesen. Hinzu kam die Aufstiegs- und Leistungsorientierung der »Neubürger«, die mit viel Fleiß und Ehrgeiz versuchten, den sozialen Status wieder zu erlangen, den sie in ihrer Heimat gehabt hatten. Im Bereich der Landwirtschaft misslang dies weitgehend, schon weil es zu keiner umfassenden Bodenreform und -umverteilung gekommen war. In den anderen Wirtschaftssektoren hingegen war dieser Prozess erfolgreicher, auch weil die Zwangszuwanderer im Schnitt jünger waren als die alteingesessene Bevölkerung. Vielen von ihnen gelang es, erfolgreich an ihre alten Berufe anzuknüpfen und – lokal recht unterschiedlich – selbst Wirtschaftsimpulse zu setzen. Drittens schließlich hatten die Vertriebenen das Wahlrecht und waren deshalb für die Parteien ein ernstzunehmender Faktor. Die Vertriebenenverbände, die sich frühzeitig bildeten, dienten nicht nur dem Zusammenhalt in der neuen Heimat und der kulturellen Traditionspflege, sondern sie waren auch eine durchsetzungsstarke »pressure group«. Selbst die Vertriebenenpartei »Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten« (BHE), die in Baden-Württemberg bis 1960 an der Regierung beteiligt war, kann in zweierlei Art und Weise interpretiert werden. Einerseits, so die erste Variante, war sie die erfolgreichste Partei der frühen Bundesrepublik, weil sie sich mit Erfolg wie dem Bundesvertriebenengesetz und dem Lastenausgleichsgesetz selbst überflüssig gemacht hat. Die abnehmende Stimmzahl für die Klientelpartei kann so als zunehmende Integration der Heimatvertriebenen gesehen werden. Andererseits, so die zweite Interpretation, war die Stimmabgabe für die Partei keinesfalls nur Ausdruck von Protest gegen erlittene Diskriminierungen, sondern durchaus auch der Wille zur aktiven Mitgestaltung von Politik und Gesellschaft.

In manch anderer Hinsicht ist der »Mythos der schnellen Integration« (Thomas Grosser) aber auch zu hinterfragen. Durch die zum Teil erheblichen Konfessionsunterschiede zwischen einheimischer und vertriebener Bevölkerung entstanden kulturell bedingte Konflikte und Vorbehalte, die sich nur langsam abschliffen. Gerade im vorwiegend protestantischen Nordwürttemberg führte die Zuwanderung der überwiegend katholischen Vertriebenen zur größten Verschiebung der Konfessionsverhältnisse seit dem Dreißigjährigen Krieg. Auch waren die Vertriebenen anfangs oft gern gesehene Arbeitskräfte vor allem in der Landwirtschaft, wo sie, so die US-Besatzungsmacht im Winter 1946 kritisch, oft wie die früheren »Ostarbeiter« bezahlt und behandelt wurden. Solange sie für weitgehend wertloses Geld arbeiteten, waren sie auch im Wohnraum der Alteinge-

sessenen gelitten. Nach der wirtschaftspolitisch liberalisierenden Weichenstellung der Währungsreform verschärften sich aber die Konflikte um Arbeitsplätze, Bezahlung und Wohnraum deutlich. Zumindest zwischenzeitlich stieg nun auch die Arbeitslosigkeit bei den »Neubürgern« deutlich stärker an als bei der »einheimischen« Bevölkerung. Generell lässt sich auch auf lange Sicht eine deutliche Unterschichtung des Arbeitsmarktes durch die Zwangszuwanderer feststellen. In Württemberg-Baden waren 1948 rund 35 Prozent aller beschäftigten Forstarbeiter Heimatvertriebene. Auch die Hilfsarbeiterquote lag mit rund 23 Prozent bei den Vertriebenen doppelt so hoch wie unter den »Altbürgern«. Hinzu kam eine weitreichende berufliche Umschichtung. Eine vollständige strukturelle Integration in den Arbeitsmarkt erfolgte oft erst in der zweiten Generation, bei den »Flüchtlingskindern«.

Weitere sozialökonomische und soziokulturelle Integrationsbarrieren kamen hinzu: Wohl gelang relativ rasch die Teilhabe am expandierenden Konsumgütermarkt, noch lange aber blieben deutliche Unterschiede bei der Vermögenssubstanz bestehen, an denen auch der Lastenausgleich nichts änderte, wenngleich er vielen Alteingesessenen als ungerecht erschien. Zwar sorgten Wohnungsbauprogramme dafür, dass die Heimatvertriebenen verhältnismäßig schnell ein eigenes Dach über dem Kopf hatten, doch wurde noch lange Zeit bei den Vertriebenen nicht die Wohneigentümerquote der »Altbürger« erreicht. Auch die Verbindung mit den »Einheimischen« durch Heirat blieb – schon wegen der meist herrschenden konfessionellen Unterschiede – lange die Ausnahme. Insofern war der deutsche Südwesten in den 1950er Jahren keinesfalls das »Musterländle« der Integration. Aber trotz aller Schwierigkeiten, Vorbehalte und Integrationsdefizite ist die Eingliederung der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge – gemessen an den Faktoren, anhand der wir heute auch die Integration von nichtdeutschen Migranten bewerten – gut gelungen, wenn auch nicht so rasch und deutlich schwieriger, als vielfach konstatiert wird.

Eine wichtige Rolle bei der Integration der »Neubürger« spielte die Katholische Kirche und die kirchliche Sorge für die Vertriebenen. Allein die zahlreichen nach 1945 neu gegründeten katholischen Gemeinden und der Kirchenbau im altwürttembergischen Gebiet zeigen, dass die Katholische Kirche den Zugewanderten ein Stück Heimat geschaffen hat. Mit einem kleinen Katalog zur Ausstellung anlässlich der 60. Vertriebenenwallfahrt auf den Schönenberg bei Ellwangen erinnert die Diözese Rottenburg-Stuttgart an die vielfältigen Aufgaben, Leistungen und Aktivitäten der Katholischen Kirche und ihrer Organisationen bei dieser erstrangigen Aufgabe nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs. Der reich bebilderte Band profitiert vor allem von der umsichtigen Einleitung des Herausgebers Rainer Bendel. Die abwechslungsreichen und gelungenen Abbildungen hätte sich der kritische Leser jedoch größer gewünscht.

*Reinhold Weber*

MICHAEL FELLNER: Katholische Kirche in Bayern 1945–1960. Religion, Gesellschaft und Modernisierung in der Erzdiözese München und Freising (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Band 111), Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh 2008, 353 S., ISBN 978-3-506-764466-9, Geb. € 44,90.

Fellner betritt mit seiner Arbeit, die als Dissertation bei Walter Ziegler entstand, Neuland, indem er nach Nachkriegspastoral in Oberbayern fragt. Perspektivisch ist die Promotionsschrift, die sich mit den seelsorgerlichen Umwälzungen nach dem Krieg bis kurz vor dem Konzil beschäftigt, auf eine Sichtweise »von unten« angelegt. Ausgehend von dieser Sichtweise richtet sich sein Augenmerk auf drei Dekanate: einerseits das ländliche Dekanat Ebersberg, andererseits das touristisch geprägte Berchtesgaden, schließlich die Großstadt München. So wertet er vor allem die Seelsorgeberichte im Archiv des Erzbistums aus und nimmt übergreifende Quellen, unter anderem Seelsorgekonferenzen in Augenschein. Leider vernachlässigt er bei der Auswertung der Archivalien etwas die Pfarrarchive, was er mit dem »ungeordneten Zustand« dieser Archive begründet. Demgegenüber finden sich einschlägige Dokumente zur Sichtweise von Laien in dieser Zeit einzig in Pfarrarchiven, wie zum Beispiel den kirchlichen Vereinschroniken oder ähnlichem Schriftgut, das sich in reicher Zahl insbesondere für die 50er Jahre erhalten hat. So tauchen lediglich die Archive dreier Pfarreien in der Studie auf.

Er deckt in dieser Dissertation auf, wie der »religiöse Frühling« der ersten Nachkriegsjahre im Zusammenhang mit der Stunde der Caritas, mit dem Vertrauen der Besatzer in den Klerus,